

(Nachdruck verboten.)

## Ehelente Strouhal.

G) Erzählung von M. A. Simáček.  
Deutsch von Franta Hajek.

VI.

In dem Raume, der zwischen dem Kesselhause und der Fabrik lag, und in dem die großen Reservoirs und die Pumpen standen, pflegten sich die Frauen, die draussen arbeiteten, während ihren Pausen einzufinden. Es war angenehm warm hier und Blatz im Ueberflus. Und so stürmten sie auch jetzt herein, Weiber, alt und jung und auch Mädchen, alle in dicke Kleider und wollene Tücher gehüllt, mit groben, beschmutzten Schuhen an den Füßen.

Draußen traten sie die Schuibel. Jetzt haben sie von zwölf bis ein Uhr Ruhepause. Hier wärmen sie ihre blauen, steifgefrorenen Finger, die kaum das Stück Brot, in dem in einer Höhlung ein bißchen Butter oder Käse steckt, zu halten vermögen. Manche von ihnen haben ein Krüglein mit Kaffee mitgebracht, den sie jetzt im Kesselhause wärmen. Doch sind es nicht alle, die sich hier versammelt haben. Viele von ihnen verlaufen sich in der Fabrik, wo sie ihre Männer oder Mütter aussuchen und bei ihnen ihre Ruhepause zubringen. So kam auch die alte Gladit jetzt ins Kesselhaus, wo sie schon um sechs Uhr, bei ihrer Ankunft in einem Verschlag über den Kesseln einen Korb aufbewahrte. In diesem entnahm sie zwei Krüge, die oben sorgfältig mit einem Tüchel zugebunden waren. In dem einen war Suppe, in dem andern Kaffee. Den ersteren reichte sie ihrem Manne, sie selbst behielt den zweiten, aus dem sie, auf einer Stufe sitzend, das eingebrachte Brot anstößelte.

Als sie mit ihrer Mahlzeit fertig war, barg sie behutsam den Krug wieder in dem Korbe und ließ ihn auf der Stufe neben sich stehen. Dann stülpte sie ihren Kopf in die Hände und begann allmählich zu schlummern. Jedoch nicht lange. Ein heftiger, trodener Husten begann den abgekehrten alten Leib zu schütteln. Sie stemmte ihre Hände in die Hüften, neigte sich hin und her, die Augen füllten sich mit Thränen, während das Gesicht dunkelrot wurde.

„Ihr habt da einen bösen Husten, Mutter, und solltet Euch mehr schonen“, bemerkte Strouhal.

Sie gab keine Antwort und trocknete nur mit der Schürze ihre schweißbedeckte Stirne.

„Ihr solltet jetzt überhaupt gar nicht in die Fabrik gehen . . .“

„Und was sollte ich zu Hause?“ erwiderte die Gladit.

„In der Häuslichkeit giebt es immer zu thun. Es sind da die Kinder, für die geflickt werden muß . . .“

„Das besorge ich am Tage.“

„Aber Ihr habt doch auch Ruhe nötig . . .“

„Die habe ich genug, wenn ich mich mittags hinlege und bis fünf Uhr schlafe.“

„Und wie lange glaubt Ihr das so aushalten zu können?“

„Die lange? Der Herr Doktor sagte mir heute: bis zum Frühjahr“, erwiderte sie gleichmütig. „So lange wird es schon gehen müssen.“

„Aber Frau — es ist doch der Mann da und die Kinder! Wenn Ihr nun sterbt?“

„Nun, so viel verdiene ich auch nicht mehr und da werden sie mich nicht so sehr vermissen.“

„Also von dieser Seite schaut Ihr das Leben an? Aber die Kinder verlieren doch die Mutter, der Mann sein Weib . . .“

„Auf solche Sachen hat unser einer keine Zeit zu denken. Sie werden schon ohne mich fertig werden. Der Trost bleibt ihnen, daß ich mich nicht mehr plagen zu brauche.“

„Aber habt Ihr sie denn gar nicht lieb, daß es Euch so gleichgültig ist, sie verlassen zu müssen?“

„Wer kann so was von mir sagen?“ brauste die Frau auf. „Ich sorge doch rechtchaffen für sie, damit sie nicht hungern, damit sie nicht zerrissen gehen und nicht frieren. Was soll ich noch mehr? Bärtlich thun mit ihnen und spielen? Das ist was für die feinen Frauen, aber nicht für unjereins.“

„Aber sich doch mit ihnen beschäftigen, mit ihnen plaudern, mit dem Knaben, was er werden soll, wenn er groß wird . . .“

„Was Ihr für ein sonderbarer Mensch seid, Oberheizer! Was sollte ich mit ihnen reden? Dazu habe ich keine Zeit. Was sie zu wissen brauchen, das lernen sie in der Schule. Ziegen- und Gänsehüften, das lernen sie von sich selbst, und arbeiten lehrt sie die Fabrik . . .“

„Das ist traurig“, seufzte Strouhal. Dieser Mann, der selbst die Eltern kaum gekannt, hatte von einer Familie andere Begriffe. Wie kam das? Er wußte es sich selbst nicht zu erklären, nur so viel stand bei ihm fest, daß ihm solch ein Familienleben nicht genügen würde. Wann waren diese höheren Ansprüche an das Leben in ihm wach geworden? Vielleicht damals, als er auf seiner Lokomotive durch die weiten, öden russischen Steppen fuhr, oder an den Felsen des Kaukasus vorbeijante? Die Großartigkeit der Natur weckt in den Menschen die Sehnsucht nach Freiheit, erweckt freiere Gedanken — unter der schwarzen Decke von Gladits Hütte, die mit der schwarzen Fabrikdecke wechselte, war kein Raum für dergleichen. Strouhal selbst gewährte es eine gewisse Befriedigung, zu wissen, daß er sich nach etwas Besserem sehnte. Und schon glaubte er, seine Sehnsucht gestillt zu sehen. Er nahm ein Weib, das er geliebt, immer geliebt hatte, und dieses Weib verstand ihn nicht! Dieses Weib wollte nur eine Arbeiterin sein, anstatt die Hausfrau. Er sollte nicht eine Gattin, eine Magd sollte er haben.

Strouhal versank in ein tiefes Sinnen . . . Dieses Weib — seine Frau, sollte nun zum zweitenmal bei ihm einziehen, vielleicht schon morgen . . . Immer tiefer sank Strouhals Kopf . . .

Gerade ihm gegenüber sah er die Frauen, die, nachdem sie ihr karges Mahl genossen, jetzt, in später Nacht, von ihrer schweren Arbeit ausruhten. Die einen saßen auf der Erde, die andern drückten sich in halb liegender Stellung an den Pumpen und Reservoiren entlang, und suchten die wenigen Minuten, die ihnen noch übrig blieben, zu einem kurzen Schlummer auszunützen. Sobald der Wächter die erste Stunde pfeift, wachen sie auf und verlassen noch schlaftrunken den warmen Saal, um draußen auf dem kalten Hof bis sechs Uhr früh die nassen Rübenschuibel zu treten. Es sind auch Arbeiterinnen aus dem Rübenschau darunter, die eine von ihnen ist auch Mutter von vier Kindern, gerade wie sie — seine Frau. Vielleicht daß auch in der benachbarten Zuckerrfabrik sie so dasitzt, mit gesenktem Haupte und den im Schoße zusammengefallenen Händen, und an ihn denkt, wie er hier an sie . . .

Aber warum ist sie hingegangen? . . . So eine Frau wollte er nicht haben! So lange hatte er gedurft und gewartet, um einmal eine behagliche Häuslichkeit zu haben! Wenn er abends nach Hause kam, wollte er sich in einer sauberen und gemüthlichen Stube neben sie niederlassen, den Arm um ihren Nacken legen und sie an die Brust ziehen. Und nun? . . .

Sie wollte so fein, wie die Frauen dort drüben. Sie wollte kein gemüthliches Heim, ihr gesiel es in der Fabrik besser . . .

Nun kommt sie wieder zu ihm . . .

Ob sie sich geändert hat, ob sie ihn jetzt eher begreift?

Er hatte sich so unglücklich darauf geireut. Die schönsten Augenblicke seines Lebens waren es, als er zu ihr sprach: „Du sollst mein Weib werden; so lange habe ich auf Dich gewartet, nun habe ich Dich mir verdient. Ich will Deinen Kindern ein guter Vater sein, und als Dein Gatte und ihr Vater werde ich für alle Entbehrungen meiner jungen Jahre belohnt werden.“ Er hoffte auf Frieden und aufricht seiner kam der Sturm . . .

Der Aufseher aus dem Rübenschau kam herein.

„Gast nicht hier herum und geht an Eure Arbeit! Das würde Euch so passen, hier in der Fabrik so herumzufaulenzen“, schrie er grob die Frau an, die Mutter von den vier Kindern war. „Ist das ein Gesindel“, flüchte er noch hinzu, wobei er sich an den Oberheizer wandte. Doch dieser schwieg und senkte den Kopf immer tiefer. . . .

Vielleicht daß zur selben Zeit auch in der Truchliner



Fabrik der Aufseher sein Weib so ansah, vielleicht auch solche Ausdrücke gebraucht — ihr gegenüber, seiner Frau, die seinen Namen trägt!

Der Oberheizer merkte nicht, daß die Frauen eine nach der andern das Kesselhaus verließen, er beachtete es nicht, daß ihm die Peise längst ausgegangen und kalt war. . . .

Als er nach der langen Trennung wieder an eine Ausöhnung mit seiner Frau zu glauben begonnen, wie sprudelte da gleich sein Humor!

Nun ist sein Humor auf einmal verfliegen. Er gedenkt der Not, in der sie lebt, und erinnert sich auch jenes Augenblicks, als er zu ihr sagte: „Also, gehe denn, wenn Du willst!“ Freilich hatte er nicht erwartet, daß sie es thun würde.

Aber sie ging wirklich.

Hätte sie gehen können, wenn sie ihn geliebt hätte? Diese Frage tauchte heute zum erstenmal in seiner Seele auf. Früher war ihm ein solcher Gedanke nicht gekommen, da wütete sein Grimm noch zu heftig und ließ keine andere Empfindung aufkommen. Aber jetzt war sein Zorn verräuchert und die Neue stellte sich ein und mit ihr auch die Frage, die ihn nun so beunruhigte. Wenn sie nur schon hier wäre, wie gerne würde er sie darüber befragen! Sonderbar! Jetzt fiel es ihm erst ein, wie wenig sie zusammen von Liebe gesprochen. Er konnte es jetzt kaum begreifen, Und er hatte doch ein Recht gehabt, davon zu sprechen, er, der sich nach dem Familienglück so sehr sehnte.

Oh, wenn sie ihn nur besser hätte verstehen wollen!

Nein, sie verstand ihn nicht; und doch gab es Stunden, wo er ihrer Liebe sicher war, wo er es bestimmt zu wissen glaubte, daß auch sie ihn liebte.

Dann hatte vielleicht er sie nicht verstanden?

Wenn sie nur schon bei ihm wäre, gleich würde er sie darüber fragen.

Die Sehnsucht nach ihr verwandelte sich in ein fieberhaftes Verlangen, das er zu verbergen trachtete.

Er begann mit schnellen Schritten das Kesselhaus zu durchmessen.

Wie hatte ihn das alles mit einem Male so aufgeregt! Wie konnte es sich so lange unter der Decke seines Zornes verbergen? Er wunderte sich darüber und begann sich selbst wegen seiner Handlungsweise der Frau gegenüber Vorwürfe zu machen. . . .

Sonst stand es bei ihm fest, daß sie an allem die Schuld trage, aber heute kam er zu der Erkenntnis, daß er auch nicht freizusprechen war.

Wenn sie nur schon hier wäre!

Ja, kann er denn nicht hingehen zu ihr, nach Truchlin? Gewiß, und er will gleich morgen, so bald die Schicht vorüber ist, zu ihr gehen.

Er fühlte sich beruhigt, als er zu diesem Entschluß gekommen. Ein unbekanntes Etwas schien in seinem Innern zu jubeln, freudig und siegesfroh.

Die Liebe.

Strouhal hatte es begriffen, und als könnte er die Freude dieser Erkenntnis nicht tragen, setzte er sich wieder und gab sich einem beseligenden Grübeln hin.

Lange und lange blieb er mit seinen glücklichen Gedanken bei seinem Weibe. Er merkte es nicht einmal, daß der Heizer Lebeda sich entfernte, nach einer Weile aber mit verstörtem Gesicht zurückkam. Er merkte es nicht, daß er dann sofort zu Gladit leise sprach, und dieser nun, die Hände entsetzt zusammenschlagend, an ihn, den Oberheizer, herantrat. Erst als dieser ihm die Hand auf die Schulter legte, blickte er den Heizer an, der mit zuckenden Lippen vor ihm stand und vor Bewegung kein Wort hervorzubringen vermochte.

Inzwischen kamen auch schon die übrigen Männer herzu. Eine eigentümliche Bewegung belebte den ganzen Kreis, aus dem nun einzelne Ausrufe hervorklangen. „Ist das ein Unglück!“ — „Die armen Kinder, was saugen die an?“ Aber daß er nicht um Hilfe rief? — „Jesus Maria, wie konnte es nur geschehen?!“

Dabei rangen sie die Hände, schüttelten entsetzt die Köpfe und wandten sich alle langsam zu Strouhal.

Dieser wußte immer noch nicht, was geschehen war. Gladit stand vor ihm, keines Wortes mächtig, nur sein Kinn zitterte heftig und auch seine Hand zitterte, mit der er Strouhal berührte.

„Was ist geschehen, so spricht doch!“ wendete sich der Oberheizer an die anderen.

„Styblitz . . .“, sprach Lebeda.

„Verbrannt“, ergänzte ein Zweiter.

„Ist schon ganz verkohlt . . .“, versicherte Bessely.

„Kinder, hinter!“ befahl Strouhal. Dahin waren seine schönen Träume. Die traurige Wirklichkeit hatte sie verfehndt. Mit festem Schritt trat er an die Fallthüre und stieg in den Aschenkanal hinunter. Ihm folgte Lebeda, dann Gladit. Die andern, die sich ebenfalls anschließen wollten, mußten auf des Oberheizers Befehl oben zurückbleiben.

Unten ging Lebeda voran, und führte die beiden zu dem Gewölbe, in dem die Asche glühte. Aus derselben ragte ein Fuß hervor, auf dem ein zerrissener Stiefel glommt. Als sie sich bückten, kam ihnen ein erstickender Geruch entgegen, ähnlich demjenigen, wenn ein Schmied beim Beschlagen der Pferde die Hufe ansbrennt.

„Nehrt behutsam die Asche weg,“ ordnete Strouhal an, nachdem er einen Augenblick entsetzt das Bild betrachtete.

„Es ist keine Schaufel hier!“ sprach Lebeda, sich umschauend.

„Ist auch verbrannt,“ bemerkte Gladit, auf ein langes, noch glimmendes Stück Kohle hinweisend.

„Holt eine andere!“

Lebeda ging und kehrte sogleich mit einer Schaufel zurück. Sorgfältig entfernten sie die Asche und erblickten die furchtbar entstellte Leiche Styblitzs!

Als sie versuchten, sie aufzuheben, zerfiel sie unter ihren Händen in Stücke. . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Die Entwicklung des Beleuchtungswesens im neunzehnten Jahrhundert.

(Nach einem von Prof. Kernst in der „Urania“ gehaltenen Vortrage.)

Wenn man eine antike Lampe mit einer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges oder selbst noch aus dem vorigen Jahrhundert vergleicht, so findet man in ihrem eigentlichen Wesen keinen Unterschied: ein pflanzliches oder tierisches Öl liefert den Brennstoff, der von einem Docht angezündet wird und, allmählich vergasend, der Flamme neuen Stoff zuführt. Die Ausführung dieser Lampen war im kunstsinigen Altertum oftmals eine viel schönere, als in dem verwilderten Deutschland, wo der dreißigjährige Krieg die Kultur zurückwarf. Noch bis in unser Jahrhundert hinein blieben die gewöhnlichen Lampen in ihrem Wesen unverändert, wenn man auch recht komplizierte Vorrichtungen ersann, um das Öl, das vom Docht nur unvollkommen angezündet wurde, in die Höhe zu pumpen und vollständiger und reichlicher auszumugen. Erst mit dem Aufkommen der Petroleumlampen um die Mitte des Jahrhunderts verschwand diese Schwierigkeit; denn das Erdöl oder Petroleum wird vom dem Docht zu ganz erheblichen Höhen gesaugt, und bei diesem Öl kann daher mit Leichtigkeit für eine vollständige Verbrennung gesorgt werden.

Weitere Fortschritte der Beleuchtung knüpften sich an die bessere Erkenntnis von den tatsächlichen Vorgängen in der Flamme. Immer sind es Gase, welche brennen; wenn eine einfache Kerze verbrannt, so muß der Stoff, aus dem sie besteht (Wachs, Stearin), zunächst geschmolzen werden; der Docht saugt die Flüssigkeit an, die durch die Hitze vergast wird und als Gas brennt. Hält man ein gebogenes Glasröhrchen in die Flamme, so kann man an ihrem Ende die brennbaren Gase aufsteigen sehen und anzünden. Eine solche Kerze ist also im wesentlichen eine kleine Gasanstalt. Dies wird noch deutlicher, wenn man die Kerze in einer Retorte erhitzt; sie verwandelt sich dann in Gas, das aus der Oeffnung der Retorte aufsteigt und dort entzündet werden kann.

Zur Herstellung des Leuchtgases benutzt man jedoch nicht die teuren Rohprodukte einer Kerze, sondern die in der Erde so weit verbreitete billige Steinkohle. Die Einführung dieses physikalischen Lichtes, wie es anfangs genannt wurde, das ohne Docht brennt und dadurch eine Reihe von Unbequemlichkeiten befreitigt war aber durchaus keine überraschend schnelle. 1792 erhellte der Schotte Murdoch sein Haus mit Leuchtgas, 1798 wurden die Werkstätten der Maschinenfabrik von James Watt damit versehen; aber erst 1812 erhielt London eine öffentliche Gasbeleuchtung, und Berlin begann damit sogar erst im Jahre 1826.

Betrachtet man einen der Londoner Gasbrenner von 1812, so fällt die Kleinheit der Flamme und ihre geringe Helligkeit auf. Aus fünf kleinen Oeffnungen entströmt das Gas, das in fünf auseinandergehenden Strahlen brennt. Der leuchtende Stoff ist, wie in den andern Flammen, Kohle; kleine Kohleteilchen schweben in der Flamme und werden durch ihre Hitze zum Glühen gebracht. Hält man eine kalte Porzellanpfanne über die Flamme, so schlägt sich die Kohle als Ruß nieder. Wenn man für eine bessere Verbrennung sorgt, so sollte



man meinen, würde durch die größere Hitze die Kohle auch stärker leuchten. Aus dieser Ueberlegung entstand der Schnittbrenner, bei dem das Gas aus einem breiten Spalt austritt, so daß zu beiden Seiten der breiten Fläche die Luft bequem herantreten kann. In der That sind diese Brenner den ältesten schon bedeutend überlegen. Noch größere Wirkung erzielte der Argandbrenner, bei dem ein Zylinder notwendig ist, um den nötigen Luftzug zu erzeugen, damit an die röhrenförmige Flamme überall genügend Luft herantreten kann.

Eine vollständige Verbrennung des Gases wird im Wimsen-Brenner erzielt, in dem sich das Gas schon vor der Entzündung reichlich mit Luft mischt. Aber die Flamme dieses Brenners, die wegen der vollständigen Verbrennung des Gases außerordentlich heiß ist, leuchtet fast gar nicht; denn die Kohle, der Träger des Leuchtens, verbrennt hier so völlig, daß glühende, leuchtende Kohle überhaupt nicht vorhanden ist. Man kommt also hier an eine Grenze, wo die Steigerung der Temperatur die Leuchtkraft nicht mehr vermehrt, sondern vermindert, weil sie den Träger des Leuchtens, die Kohle, beseitigt.

Die Gasbeleuchtung blieb längere Zeit auf der mit dem Schnittbrenner und Argandbrenner erreichten Höhe, bis anfangs der achtziger Jahre die drohende Konkurrenz des elektrischen Lichtes zu neuen Anstrengungen anspornte. Erwärmt man das Gas, bevor es zur Entzündung kommt, so muß man offenbar in der Flamme eine höhere Temperatur haben, ohne daß durch stärkeren Luftzutritt eine zu reichliche Verbrennung eintritt. Aus dieser Ueberlegung entstanden die Regenerativbrenner von Friedrich Siemens, in denen die durch die Flamme selbst gelieferte Hitze benutzt wird, um das Gas, bevor es an die Flamme tritt, vorzuwärmen. Eine größere Verbreitung hat diese schöne Erfindung nicht gefunden, weil sie vom Auerlicht überflügelt wurde.

Zu erwähnen ist hier auch das Acetylenlicht. Das Acetylen erhält man auf die denkbar einfachste Weise, wenn man Calciumcarbid in Wasser wirft. Es entsteht dann dieses außerordentlich kohlereiche Gas, von dem man daher ein besonders helles Licht erwarten darf. In einem gewöhnlichen Gasbrenner liefert es allerdings nur eine stark ruhende, durchaus nicht sehr helle Flamme. Sorgt man aber durch einen besonderen Brenner für genügenden Luftzutritt, so tritt reichliche Verbrennung und infolgedessen sehr hohe Temperatur ein; weil das Gas aber so außerordentlich kohlereich ist, bleibt noch genug Kohle unverbrannt, die nun in stärkstes Glühen gerät und ein außerordentlich helles Licht ausstrahlt. Diese Beleuchtungsart, die heute sehr empfehlenswert für Häuser ist, die keinen Anschluß an größere Centralen haben, wird sicherlich in der nächsten Zeit noch erhöhte Bedeutung gewinnen.

Von ganz anderer Art ist das zu so ungemainer Verbreitung gelangte Auer'sche Gasglühlicht. Vergleicht man eine Auerflamme etwa mit einer Acetylenflamme, so kann man die erstere nicht etwa erheblich weißer nennen; vielmehr reißt sie sich überhaupt nicht in die Reihe der bisher betrachteten Flammen ein. Bei diesen allen war Kohle der Träger des Leuchtens. Kohle aber sendet bei hoher Temperatur nicht nur die Strahlen aus, die unser Auge als Licht empfindet, sondern in ebenso hohem Maße auch die unsichtbaren Strahlen, vor allem auch diejenigen Strahlen, welche eine starke Wärmewirkung erzeugen. Könnte man Stoffe finden, die bei hoher Temperatur vornehmlich Lichtstrahlen ausstrahlen, Wärmestrahlen dagegen in sehr viel geringerer Maße, so wäre damit eine ganz andere Art von außerordentlich rationaler Beleuchtung geschaffen; denn der gesamte Betrag, der in der Form von Wärme von einer Lichtquelle ausgestrahlt wird, geht ja der Beleuchtung verloren.

Auer fand solche Substanzen in den seltenen Erden. Doch kostete es jahrelange Arbeit, bis ein brauchbares Licht zu stande gekommen war. 1885 hatte Auer seine erste Lampe konstruiert, in welcher ein feines Gewebe, der hohen Temperatur der Wimsenflamme ausgesetzt, in starkes Leuchten gerät; doch erst 1891 konnte diese neue Beleuchtung als lebensfähig gelten und ihren Siegeslauf durch die Welt antreten. Eine große Schwierigkeit bestand in der Beschaffung der Substanzen, die zur Herstellung des Glühkörpers nötig sind. Dieselben waren bis dahin nur im Paritätenkabinett des Chemikers zu finden gewesen. Aber die Natur erwies sich als im Bunde mit dem schöpferischen Genius: die seltenen Erden waren notwendig, und sie fanden sich in Hülle und Fülle. In kurzer Zeit entwickelte sich eine große Industrie der Edclerden. Wie gewaltig dieselbe geworden ist, kann man z. B. daraus ersehen, daß der Preis für Thoriumnitrat, einen dieser Stoffe, in wenigen Jahren von 1900 M. pro Kilo auf 85 M. herabsank.

Indessen entwickelte sich auch das elektrische Licht. Ein elektrischer Strom bringt eine metallische Leitung, wenn sie dünn und der Strom stark genug ist, zu lebhaftem Glühen. Aber zur Beleuchtung war dieser Vorgang nicht verwendbar; denn die Drähte schmolzen schnell durch, womit denn der Strom und seine Wirkung aufhört. Erst Swan und vor allen Edison konstruierten brauchbare elektrische Glühlampen, indem sie auf die Kohle in Form dünner Fäden als Lichtträger zurückgingen. Bei Anwendung stärkerer Ströme kann man bei diesen Lampen auch eine größere Helligkeit erzielen; doch leidet darunter die Lebensdauer der Kohle und somit der Lampe. Geht man zu starken Kohlenstäben über, so kommt man zur elektrischen Vogenlampe, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Beide Arten elektrischer Lampen sind mit großem Geist und Scharfsinn näher ausgeführt und verbessert worden; weil aber Kohle der Lichtträger ist, haben sie eine bestimmte Grenze der

Leuchtkraft und strahlen überdies stets erhebliche Quantitäten von Wärme aus.

Es liegt nahe, auch hier nach Substanzen zu suchen, die ähnlich wie bei dem Auer-Licht wirken. Das nächstliegende waren die Gase, die, durch den Strom ins Glühen gebracht, ein eigenartiges Licht ohne sonderliche Wärme aussenden. So interessant die Versuche Tesla's in dieser Richtung auch sind, und so ideal das Tesla-Licht darin ist, daß fast gar keine Energie sich in Wärme umsetzt, so wenig scheint es doch, bisher wenigstens, für die Praxis brauchbar zu sein.

Von der Kohle als dem Lichtträger war in bewußter Weise auch der russische Ingenieur Jablockoff (1876) abgegangen. Er benutzte Kaolin, das allerdings die Elektrizität nicht leitet; doch erreichte er durch Anwendung hoch gespannter Ströme, daß eine Funkenbildung eintrat, in welcher das Kaolinblättchen glühte. Die Herstellung der hohen Spannung war aber damals sehr teuer, und deshalb sowie auch wegen der damit verbundenen Lebensgefahr sind Jablockoffs Versuche trotz ihrer gesunden Grundlage völlig in Vergessenheit geraten.

Der Weg Jablockoffs wurde noch von Nernst betreten, wobei Auer's Erfolge als Wegweiser dienten. Gelang es, Substanzen aufzufinden oder herzustellen, die im elektrischen Strom ein eigenes Licht nach Art des Auerlichtes ohne erhebliche Wärme ausstrahlen, so war das Problem gelöst. Kohle und Metalle sind nicht geeignete Stoffe, weil bei ihnen mit der Lichtstrahlung auch die Wärmestrahlung zunimmt. Man war daher auf nichtleitende Stoffe angewiesen. Es giebt nun aber ganze Reihen solcher Stoffe, die in höheren Temperaturen leitend werden.

Schaltet man solche Stoffe, z. B. einen Magnesiastift, in den elektrischen Strom ein, so erhält man zunächst keine Wirkung, weil der Strom nicht hindurchgeht. Erwärmt man nun aber den Stift durch eine Flamme, so wird er leitend, der Strom geht hindurch und der Stift gerät in das lebhafteste Glühen. So hat man eine elektrische Lampe mit prachtvollem Licht, die jedoch zum Gebrauch erst angezündet werden muß.

Uebrigens kann man das Anzünden auch automatisch besorgen, indem man einen Heizkörper in den Strom einschaltet, der sich von selbst anschaltet, sobald der Strom durch den Glühkörper geht.

In wie weit dieses Licht, das den beiden anderen elektrischen Lichtarten entschieden überlegen ist, praktische Bedeutung gewinnen wird, muß schon die nächste Zukunft lehren; denn noch vor dem Schluß des Jahrhunderts werden die sog. Nernst-Lampen dem Verkehr übergeben werden. — Bt.

### Kleines Feuilleton.

k. Der „kritische“ Turgenjew. Neue Briefe von Turgenjew werden eben im „Atlantic Monthly“ veröffentlicht. Sie stammen größtenteils aus den siebziger Jahren und enthalten sehr scharfe Aeußerungen Turgenjews über zeitgenössische Muster und Künstler. Sie sind an Wladimir Stasow, einen der noch lebenden Freunde des Dichters gerichtet. Dieser schildert das erste Zusammenreffen mit Turgenjew in einer Gesellschaft in folgender Weise: „Turgenjew kam spät und als er ins Zimmer trat, blieb er zornig stehen, um einer Dame, die neben mir saß, den Grund seiner Unpünktlichkeit zu erklären: „Ich habe eben Schumanns Quintett zum erstenmal gehört. . . Meine Seele ist ganz in Aufruhr,“ sagte er mit seiner weichen, zarten Stimme, die aber einen ein wenig zischenden Ton hatte. Ich drehte mich um und sah zum erstenmal in meinem Leben Turgenjews kräftige und stattliche, wenn auch etwas gebeugte Gestalt, seinen Kopf mit der mächtigen Haarmähne, die noch gar nicht grau schimmerte, und seine glühigen, etwas träben Augen. . . Die stark persönliche Kunstausprägung des Dichters kommt in folgendem Brief zu einem charakteristischen Ausdruck: „Jeden Tag wird es mir schwerer, an der eigenen Kunst Befriedigung zu finden. Zum Beispiel habe ich eben erst einen langen Roman für den „Messager de l'Europe“ vollendet (wahrscheinlich „Väter und Söhne“), den ich dreimal umgeschrieben habe, es ist eine Art Sisyphus-Arbeit. . . Von all den jungen russischen Musikern haben nur zwei ausgesprochenes Talent — Tschai-kowski und Rimsky Korsakow. Alle die übrigen könnten ihrem Werte nach in einen Sad gesteckt und ins Wasser geworfen werden! Natürlich nicht als Menschen — denn da sind sie sehr angenehm, — sondern nur als Künstler. Ich kann nicht haben in meinem Urteil über die neue russische Kunst, und Sie sind berechtigt mir meine Unwissenheit oder Mangel an Verständnis zum Vorwurf zu machen, aber wie könnten Sie denken, daß ich dies nicht aus einer starken persönlichen Ueberzeugung oder Empfindung heraus sage, sondern weil ich mich vor der Autorität der Fremden beuge? . . . Was zum Teufel sollte mich, einen alten Mann, der nichts in seinem ganzen Leben so hoch geschätzt hat, wie seine eigene Unabhängigkeit, dazu bringen, mich vor diesen Autoritäten zu beugen? . . . Ich schreibe Thésophile Gautier gar keine dichterische Bedeutung bei. . . Ich habe die neuen Artikel von Victor Hugo gelesen. Ich bedaure, daß ich nicht über genügende Ausdrucksfähigkeit verfüge, um zu sagen, bis zu welchem Grade ich diese Artikel und diese ganze Prosa überhaupt verabscheue. . . Ebenso scharf ist Turgenjews Urteil über die schauspielerischen Leistungen



seiner Zeit. So schreibt er im Jahre 1882 folgende vernichtende Kritik der Sarah Bernhardt: „Diese Frau ist klug und geschickt, sie kennt ihr Geschäft bis in die Fingerspitzen, ist begabt mit einer reizenden Stimme und hat eine gute Schiene durchgemacht, aber sie hat nichts Natürliches an sich, überhaupt kein künstlerisches Talent, und sie versucht, das durch Pariserische Jüggellosigkeit zu ersetzen. Sie ist durch und durch mit „Chic“, Melange und Pose erfüllt. Sie ist monoton, kalt und trocken, kurz, ohne einen einzigen Funken von Talent im höchsten Sinne des Wortes. Sie geht wie eine Puppe, sie hat kein Mienenspiel, die Bewegungen ihrer Hände sind mit Absicht edel, um pikant zu sein, das Ganze trieft von Boulevards, Figaro und Patshuli... Sie müssen mir erlauben, Augier zu citieren, der einmal zu mir sagte: Diese Frau hat kein Talent; man sagt von ihr, daß sie aus einem Paket von Nerven“ besteht, — sie ist eine Sammlung von Kniffen. — Aber Sie werden fragen: Woher dann ihr Weltruf? Was kümmere ich mich darum? Ich spreche nur von meinem eigenen Gefühl, und ich bin froh, jemand zu finden, der meinen Standpunkt unterstützt!“ —

### Theater.

**Residenz-Theater. „Die Richtige“, Komödie in einem Akt von L. v. Trotha. — „Vusch und Reichenbach“, Schwank in drei Aufzügen von Lee und Meyer-Förster. — Ein Maler will heiraten. Er hat's dazu. Seine Bilder bringen Geld ein, über Damenbekanntschaften verfügt er auch. Also warum nicht? Die Sache hat aber doch ihren Haken. Regelmäßig entdeckt er an den verschiedenen Bräuten, mit denen er es versucht, irgend einen Fehler. Die eine hat zu viel Verstand, die andere gar keinen usw. „Die Richtige“ findet er nie. Augenblicklich ist er mit einer Dame verlobt, die ihm zu energisch und aufbrausend ist. Er will sie los werden und wendet dabei einen Trick an, der ihm früher gute Dienste geleistet hat. Er legt ihr nämlich vor, daß er ruiniert ist, daß er sich erschließen muß usw. Durch einen alten Tölpel von einem Diener ist dafür gesorgt, daß die Braut den wahren Sachverhalt erfährt. Natürlich bringt sie ihn nun in die tödlichste Verlegenheit, erklärt, mit ihm sterben zu wollen usw. Schließlich verläßt sie ihn angeeult, und damit ist das Ding zu Ende, das Herr von Trotha eine „Komödie“ nennt. Der Maler stöhnt melancholisch: „Das war die „Richtige“ —“**

Dann folgte ein Schwanz wie andere mehr. Ein Konfessionär hat mit einer Probierramsell „etwas gehabt“, das heißt, er hat im Grunde nichts mit ihr gehabt. Ihn aus der Affaire herauszulommen, die gar keine Affäre ist, giebt er vor, überarbeitet und nervös zu sein. Von Liebenden Verwandten wird er nun sofort in eine Kaltwasser-Heilanstalt gebracht, wo es natürlich „furchtbar komische“ Szenen giebt. In diesem Stil geht der Lustmü weiter. Ein Pantoffelheld, eine böse Schwiegermutter, ein Trottel von einem Arzt, eine listige Witwe usw. unterstützen den leidenden Konfessionär in seinem Bemühen, das Publikum zu erheitern. Daß auch die Zoten nicht fehlten, versteht sich am Rande. Das Publikum schien sich in der That zu amüsieren. Ich beneide es um seine Anspruchslosigkeit. — E. S.

### Archäologische.

— Eine alte griechische Münzprägwerkstatt ist in der Darstellung eines Wandgemäldes in Pompeji erkannt worden. In dem besonders reich ausgeschmückten Hause der Bettier, das vor einigen Jahren aufgedeckt wurde, sind an einem reizenden Friesse kleine Ercoten in mancherlei Verrichtungen des täglichen Lebens dargestellt, als Tuchfärber, als Winzer, kränzelwindend, eine Delpresse bedienend usw. Eine dieser Szenen nun wurde von den einen als Werkstatt eines Goldschmieds, von andern als Münzstätte gedeutet. Der Streit wird jetzt zum Abschluß gebracht durch einen Auslass von Svoronos, dem Direktor des Münzabteiles zu Athen, in dem „Journal international d'archéologie numismatique“, der mauchte, von anderen nicht richtig erkannte Stücke auf das allseitigste durch den Vergleich mit Gewohnheiten und Werkzeugen erläutert, die noch heute bei ländlichen Goldarbeitern und Schmieden Griechenlands üblich sind. Der griechische Forscher hatte hier durch die Kenntnis seines Heimatlandes einen beträchtlichen Vorsprung vor den englischen und französischen Gelehrten, die sich mit der Deutung des Bildes abgeben hatten; auch sieht man an diesem Beispiel wieder einmal, wie langweilig im Süden alte Gebräuche und Techniken sind, so lange ihnen die moderne Maschine kein Ende macht. Das Bild schildert von rechts nach links die Entstehung einer Münze auf folgende Weise: Zuerst wird das Metall in einem kleinen Tiegel geschmolzen, den ein Ercot mit einer Zange in den Ofen hineinhält, während er mit einem kleinen Blasrohr die auf das Metall fallenden Kohlenstücke fortbläst. Ein zweiter Ercot facht das Feuer mit einem erst von Svoronos richtig erkannten Blasbalg an, den man früher für einen Schild oder eine Ofenthür hielt. Sodann schneidet ein Arbeiter mit einem besonderen weiselfartigen Werkzeug die Metallstücke, die die Prägung erhalten soll, so zurecht, daß sie die nötige Gleichmäßigkeit und das vorgeschriebene Gewicht erhält. Vor ihm stehen zwei Wagen, darunter liegen die bereits beschneittenen Metallstücke. Diese werden aber noch einmal auf ihr Gewicht geprüft. Ein Ercot steht mit einer Waage in der Hand vor einem sitzenden geflügelten Mädchen, das sich, wie eine Handbewegung zeigt, von der Richtigkeit des Gewichts überzeugt.

Ganz falsch wurde sie früher für eine Käuferin von Goldschmuck erklärt. Sie ist die Aufseherin der Werkstatt, ganz wie eine solche „Psyche“ bei der Delbereitung den ausgepreßten Saft koftet, in der Tuchfärberei die Blüte des Stoffes kontrolliert, die fertigen Kränze betrachtet usw. Hinter der Psyche endlich sehen wir, wie die Münze fertig gemacht wird. Ein Ercot hält mit einer langen Zange auf einem Ambos die beiden Stempel, zwischen denen das Metallstück liegt, ein anderer schwingt mit beiden Händen an langem Stiele einen großen Hammer, um mit einem einzigen Schläge die Prägung zu vollziehen. Es ist für die antiken Numismatiker von großem Wert, hier zum erstenmale die Prozedur des Münzenschlagens in allen Einzelheiten vor Augen zu sehen. Das prächtige Thun dieser kleinen nackten Flügelbuben, die mit Eifer und Sachkenntnis „Münzarbeiter“ spielen, geht in der Erfindung sicher auf griechische Vorbilder der hellenistischen Zeit zurück. —

(M. Mg. Btg.)

### Humoristisches.

— Serenissimus war neulich in Rom und hat das Kapitol besucht. Als er der römischen Wölfin ansichtig wird, und Kindermann den Mund aufstun will, ihm die Figur zu erklären, winkt Serenissimus schnell ab:

„Ach, weiß schon, was Sie sagen wollen, lieber Kindermann, weiß schon, äh, Romeo und Julia, Stammeltern Roms — äh — kenne die Geschichte.“ —

— Hochzeitsgeschenke. Braut: „Meine zwei Menschen denken gleich, behaupt ich.“

Bejuch: „Das werden Sie nicht mehr sagen, wenn Sie Ihre Hochzeits-Geschenke ankommen sehen.“ —

— Rajal Schuhmacher: „Dieser Stiefel paßt Ihnen unmöglich, Madame. Versuchen wir es mit der nächsten Nummer.“

Dame (kategorisch): „Nein, durchaus nicht! Bringen Sie die gleiche Nummer, nur ein ganz klein Bißchen größer.“ — (Jugend.)

### Notizen.

— Von Clara Müllers Gedichtsammlung „Mit roten Kressen“ ist eine zweite veränderte Auflage erschienen. (Großehain, Baumert und Blonge.) —

— Die Leipziger Stadtverordneten lehnten den Antrag auf Ausschreibung der Neuverpachtung des Stadttheaters ab. Staegemann bleibt also bis 1900 Direktor. —

— Das Zustandekommen der Volks-Hochschul-Kurse für Mannheim ist gesichert. Die Mannheimer Arbeitervereine hatten sich an die Docenten der Universität Heidelberg mit der Anfrage gewandt, ob sie geneigt wären, Volks-Hochschul-Kurse für die Mannheimer Arbeiterschaft abzuhalten. In einer Versammlung der Docenten wurde fast einstimmig befaßt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Es bildete sich ein „Ausgäh für Volks-Hochschul-Kurse der Universität Heidelberg“, der sich auch anderen Städten zur Verfügung stellen will. —

— Henrik Ibsen hat ein neues Drama vollendet, das den Titel „Harald Winge“ führt. Es behandelt das Problem des unehelichen Kindes. —

— In den vier niederländischen Universitäten studieren 108 Frauen. Die Gesamtzahl der Studenten beträgt 2882. Die Studentinnen verteilen sich auf folgende Fächer: Theologie 1, Jura 6, Medizin 25, Naturwissenschaften 11, Philologie und Philosophie 37. —

e. In London hat sich ein Komitee gebildet, das die Errichtung einer britischen archäologischen Schule in Rom betreibt. Die Kosten der Begründung werden auf 60 000 M., die der laufenden Ausgaben auf 20 000 M. angesetzt. —

e. Die Londoner Gesellschaft für „University Extension“ verzeichnet in ihrem letzten Jahresbericht befriedigende Fortschritte. 106 Kurse wurden abgehalten, an denen 12 420 Zuhörer teilnahmen. 2184 Zeugnisse wurden erteilt. Die Zahl der Kurse, die sich über mehrere Semester erstrecken, hat zugenommen. —

t. In der Londoner Geographischen Gesellschaft teilte der Vorsitzende mit, daß die Mittel für die Südpol-Expedition einschließlich der von der Regierung bewilligten Summe den Betrag von 1 800 000 M. erreicht hätten, doch wäre die Bewilligung der ganzen Summe noch davon abhängig, daß aus anderen Quellen noch weitere 100 000 M. beschafft werden könnten. —

— Die bedeutendste Zeitung der Kapkolonie, „The Cape Times“, hat in ihren großen Geschäftsräumen eine Dampfpeise anbringen lassen, die jedesmal, wenn wichtige Telegramme eingelaufen sind, die Stadt Capetown durch einen markierkühlernden Pfiff davon benachrichtigt. Dann eilen die Bewohner herbei, um die Specialausgaben zu kaufen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 3. Dezember.